

Datum: 23.11.2001

Titel: -

Veranstaltung: youki – Medienpädagogiktagung, Wels

Nachschrift des Vortrags von Univ. Prof. Dr. Thomas A. Bauer

---

Meine lieben Kolleginnen und Kollegen !

... Man sieht hier heroben nichts. - Ich rede sozusagen ins Finstere. – Ich hoffe, dass ich trotzdem ankomme.

Natürlich ist es meine Aufgabe, diesen medienpädagogischen Diskurs, der unter dem Titel „undiszipliniert“ steht, von einer anderen Seite her anzugehen und von einer anderen Seite zu schraffieren. Ich denke, dass es notwendig und gut ist, erstens die Komplexität zu sehen, was sich hinter dem Begriff Medienpädagogik versteckt und zu sehen, dass das ein Begriff ist, mit dem wir versuchen, Erfahrungen – solche, die wir schon gemacht haben und solche, die wir machen werden oder machen wollen, - austauschen zu können und in ein Symbol zu bringen, das im Grunde nur ein Platzhalter ist für etwas, wovon wir nicht so genau wissen, wie wir darüber reden können oder wollen oder sollen. Es verbinden sich damit Erfahrungen, es verbinden sich Erwartungen, Ängste für Gutes und für Böses. Meistens teilen wir unsere Welt so ein.

Ich möchte das Thema ganz gerne ein bisschen vertiefen und auf einen Begriff hinbringen und von einem Begriff abhängig machen, den wir dauernd gebrauchen ohne uns wirklich darüber Gedanken zu machen – und ich behaupte, dass gerade die Kommunikationswissenschaft am wenigsten weiß, was Kommunikation ist, die ja im Grunde genommen auch eine Glaubwürdigkeits-Institution ist, – wie Jo Gröbel formuliert hat – die in die Krise geraten ist. Gott sei Dank. Denn Krise ist ein wichtiges Dispositiv für Kommunikation. Dort, wo keine Krisen entstehen, also wo keine Kriterien diskutiert werden, dort kann auch nicht wirklich Kommunikation entstehen.

Und wenn wir das Gefühl haben und dem nahe kommen und gerecht werden wollen, dass Medienpädagogik, dass die medienpädagogische Praxis so etwas ist wie eine pädagogisch ambitionierte Intervention in den Verlauf und Ablauf der Gesellschaft, aber auch in die subjektive Lebensgestaltung von Einzelnen, dann muss man sich schon überlegen, was man damit meint, wenn man von Kommunikation redet, wenn's darauf ankommt, wenn es den Zusammenhang zwischen Medien und Kommunikation auch wirklich gibt – es könnte ja auch nur ein konstruierter Zusammenhang sein, in dem der Mythos drinnen steckt, dass überall dort, wo Medien vorhanden sind, wo es Apparate gibt, wo es die Infrastruktur gibt, wo es das symbolische System gibt, dass dort auch tatsächlich Kommunikation passiert.

Ich denke, darüber müssten wir reden, und daher brauchen wir auch ein vernünftiges Referenzsystem, damit wir überhaupt aussagen können, was wir unter Kommunikation meinen oder meinen mögen und was das mit dem zu tun hat, was wir Medium nennen.

Vielleicht muss man doch einmal deutlich sagen, – ich schließe dort an, wo Jo Gröbel aufgehört hat – dass natürlich sozusagen ein Medium dort ist, wo eine Infrastruktur da ist, um etwas zu verteilen, nämlich Informationen zu verteilen. Noch besser wird es dann und dem Medienbegriff, also dem Vermittlungsbegriff, gerechter wird es dann, wenn ein solcher

Zusammenhang, ein solches System auch ermöglicht, nicht nur etwas zu verteilen, sondern auch etwas einzubringen in den Verteilerapparat, also wenn es interaktiv ist und nicht nur linear ist.

Mit dem Medium oder mit dem Medienbegriff verbinden wir also immer so etwas wie die Verständigung der Gesellschaft, und diese Verständigung der Gesellschaft ist ein Projekt der Gesellschaft und auch ein Projekt jedes einzelnen Menschen, das wir vermutlich niemals dorthin bringen werden, wo wir denken, dass es hingebacht werden sollte. Nämlich in eine Form von Konsens und Friedlichkeit und von Streitlosigkeit, sodass sich eben auch schön oder heil oder wie immer selig in dieser Welt leben lässt.

Ich denke, wenn ich das so sage, dann wird schon deutlich, dass wir mit dem Kommunikationsbegriff eine Ideologie verfolgen, die uns vielleicht erst recht das Problem macht, von dem wir dauernd reden – nämlich: Wie kommunizieren wir miteinander? Wir haben ein Konsensmodell dahinter oder wir haben die Vorstellung dahinter, dass Kommunikation dann gelungen sei, wenn Menschen durch die Beziehung, die sie miteinander aufnehmen, soviel Vertrauen entwickeln, dass sie sich in einer Sache vereinbaren können und nicht weitere Widersprüche darin entdecken.

Wenn man Kommunikation– auch insbesondere Medienkommunikation – versteht als einen Vorgang, in dem etwas verbreitet wird, dann glaube ich schon, dass man – und da ist ja auch ein Machtinteresse - damit verbinden möchte, dass möglichst keine Widersprüche entstehen. Daher entwickeln wir auch Vorstellungen, – so Homogenitätsvorstellungen – die man wahrscheinlich ausräumen müsste, - und ich sag das natürlich auch in großer Verkürzung – weil sie so nicht stimmen.

Wir arbeiten sowohl in der Kommunikationswissenschaft damit wie natürlich auch im alltäglichen Leben, insbesondere dort, wo es politisch relevant wird. Wir reden zum Beispiel von Öffentlichkeit und haben dabei ein Bild eines homogenen Zusammenhangs, in den viele Menschen eingebunden sind und weil sie alle im Grunde ja doch die Freiheit haben, die gleichen oder ähnliche Informationen aufzunehmen, – weil es darüber ja auch einen Diskurs gibt, welche der Informationen auch relevant sind für das gesellschaftliche Leben, für das persönliche Leben, für die gesellschaftliche Identität und für die persönliche Identität – greifen wir vermutlich zu vergleichbaren oder ähnlichen Informationen und wissen dann sozusagen, was für das Leben ist. Wir gestalten auf diese Weise sozusagen die Gesellschaft. Die Gesellschaft ist also im Grunde nichts anderes als eine kommunikative Formel, es gibt sie nicht als physische Realität. Sie besteht und sie lebt also darin, dass man sie kommuniziert und dass man über sie redet oder dass man redet. Und da scheint mir eben wichtig zu sein, dass wir auch einmal überlegen, ob dieses Konsensmodell, das wir da verfolgen, dass Verständigung des einen mit dem anderen oder die Verständigung in der Gesellschaft oder zwischen den Kulturen dann gelungen sei, wenn wir uns möglichst vereinbaren, dann würden wir – um es mit Churchill zu sagen - wahrscheinlich doch einem Trick unterliegen: Churchill hat sehr schön einmal formuliert: Wenn zwei einer Meinung sind, ist einer schon zuviel. Ich brauche nicht die Kommunikation, damit der andere meine Meinung bestätigt. Das wäre der Versuch, den anderen sozusagen nutzbar zu machen, seine eigenen Identitätsvorstellungen oder auch Meinungen und Positionen abzusichern.

Ich denke, es ist wichtig, den Streit, den Konflikt, die Krise und das Scheitern von Kommunikationen genauso als ein Dispositiv von Verständigung zu nehmen. Es gibt die Rationalität des Streitigen, es gibt die Rationalität der Krise, es gibt die Rationalität des Konfliktes. Es ist vernünftig also, Widerspruchspositionen zu suchen und

Widerspruchspositionen zu finden und das als Kommunikation zu verstehen. Nämlich nicht nur als Produkt einer Verständigung, sondern als den Prozess einer Verständigung, weil das Gespräch tatsächlich erst dort beginnt, wo die Möglichkeiten eingeräumt sind von Sprache und Gegensprache – das macht den Begriff des Gespräches auch aus – von Spruch und Widerspruch.

Und wenn Gesprächsverhältnisse oder gesellschaftliche Verhältnisse besonders in Institutionen – aber nicht nur dort – so geregelt werden, dass Widersprüche ausgeklammert werden, dass man sich selber damit belohnt, dass man den eigenen Widerspruch verheimlicht und sich äußert in der Annahme der Belohnung, dass man die Meinung des anderen vertritt – und man belohnt sich im Laufe der Zeit – meint man – damit selbst, dann schafft man sozusagen ein homogenes Bild einer Gesellschaft, das im Grunde nicht entwicklungsfähig ist. Die Gesellschaft braucht sozusagen die Herausforderung des Problems, die Gesellschaft braucht die Herausforderung der Krise, die Gesellschaft braucht die Herausforderung des Konflikts, um – und das ist ja der kommunikative Aspekt, den ich gerne vermitteln möchte – eben immer aufmerksam gemacht zu werden, dass es eine Widerspruchsseite gibt, dass es eine andere Seite gibt.

Wenn Kommunikation gelingen soll, dann muss sie sozusagen unter Bedingungen der Freiheit gelingen. Und es ist die wichtigste Ressource der Freiheit der Kommunikation, dass es den Widerspruch gibt. Es ist die wichtigste Ressource der Freiheit der Kommunikation, dass man die Dinge anders sehen kann. Oder anders formuliert: Kommunikation ist die Ressource für Überraschungen zwischen Phantasie und Offenbarung. Wenn es das nicht mehr sein darf, dann denke ich, dass wir nicht von Kommunikation reden, sondern von Austausch mit dem Ziel, sich gemeinsam eine bequeme Welt zu schaffen, in der ich den anderen dazu nütze, meine Position zu affirmieren und zu stärken – und das ist im Grunde ein Vorgang der Systemisierung. Systeme entstehen so und Systeme vor allen Dingen überleben auf diese Weise, dass sie Strukturen bilden, in denen sie alles möglichst ausklammern, was imperfekt ist, was stört, was irritiert. Systeme arbeiten hin auf Perfektion sozusagen. Und der Begriff Perfektion sagt es ja: Da steckt etwas von dem Perfekt drinnen, dass es morgen so funktioniert, wie es gestern funktioniert hat, oder dass wir es so gestalten, dass es morgen noch besser und noch widerspruchsfreier funktioniert als es gestern funktioniert hat. Mit dem Beispiel will ich nur deutlich machen: Das ist die Rationalität von Organisationen. Und Kommunikation ist nicht etwas, das aus der Organisation entsteht, sondern etwas, das aus der Lebenswelt entsteht, und die Lebenswelt ist ein viel chaotischerer Zusammenhang als oft Organisationen aushalten mögen oder aushalten können.

Ich muss es ein bisschen kurz machen und arbeite daher ein bisschen mit Thesen.

Wenn die Medienpädagogik nun der Versuch sein sollte, jungen Menschen die Chance zu geben, sich in dieser Gesellschaft nicht nur zurechtzufinden, sondern als Teil der Gesellschaft auch an der Reproduktion der Gesellschaft, an der kulturellen Reproduktion der Gesellschaft mitzuarbeiten, dann macht das – und ich beziehe mich auf diese Systemkritik, die ich vorher formuliert habe, - doch nur dann Sinn, wenn wir genügend Widerspruch organisiert haben. Und das ist im Grunde auch das Prinzip des Lebens, aufmerksam zu werden auf das, was fehlt. Aus der Perspektive der Kommunikation machen Fehler Sinn, weil dort, wo Fehler sind, wo also etwas fehlt, wo etwas nicht gelungen ist, wo etwas als Scheitern betrachtet wird in Bezug auf bestimmte Ergebnisvorstellungen, dort beginnt sozusagen die Mobilisierung des Neuen – und das ist auch der Sinn des Gespräches, auf jenen Widerspruchspunkt aufmerksam zu werden, der unser Gespräch weiterbringt. Der andere, der die Dinge anders sieht als ich, der ist für mich der wichtigere Gesprächspartner als der, der die Dinge so sieht wie ich. Er

macht mir eine Seite sichtbar, die ich nicht gesehen habe oder die ich nicht bemerkt habe oder mir nicht gemerkt habe. Und ich denke, wenn Kommunikationsbildung der Hintergrund der Medienpädagogik ist, dann sollten wir wirklich darüber nachdenken, welchen Kommunikationsbegriff wir da verwenden und welchen Kommunikationsbegriff wir meinen.

Ich rede eigentlich von einem – und das war auch der Auftrag für mein Impulsreferat – ich rede von einem konstruktivistischen Begriff von Kommunikation, der also besagt: Kommunikation ist der Vorgang der Verständigung zwischen Menschen, in dem sie miteinander Wirklichkeiten vereinbaren. Das, was sozusagen unsere relevante Wirklichkeit ist, lebt aus der Kommunikation und entsteht aus der Kommunikation, aber zerfällt und verfällt auch mit der Kommunikation. Denn Kommunikation ist nicht ein Vorgang, der sozusagen einmal gelegt wird und dann ist er nachsehbar, nachrechenbar und weil er nachrechenbar wäre, vielleicht ist er sogar vorausrechenbar und kalkulierbar. Das tun wir mit einem Kommunikationsbegriff, von dem wir meinen, man brauche nur bestimmte Praktiken, sozusagen bestimmte Strategien setzen, um mit bestimmten Ursachen, die man setzt, auch bestimmte Ergebnisse zu erreichen. Ich denke, das kann für den Kommunikationsbegriff – wenn er die Ressource für Überraschungen sein soll – nicht ausreichen. Das ist Verteilung von Information, das ist vielleicht Diskurs, aber nicht in einem dialogischen Sinne Kommunikation.

Daraus folgt für die Medienpädagogik und für das Verständnis von Medienpädagogik in erster Linie, dass wir einmal überlegen, wie gestalten wir den Lernprozess selbst. Ich weiß, dass Sie das tun und ich habe auch gesehen, was es an Projekten rund um dieses Festival gibt. Bei den Begleitaktivitäten, die ich bemerkt habe, ist es sicher auch bemerkenswert und in einem pädagogischen Sinne auch lobenswert, dass es junge Menschen gibt, die – ich sage es ganz bewusst – Fernsehen spielen oder nachspielen. Sie machen es sicher toll, sie machen es schön, sie machen Interviews, sie machen Aufnahmen, sie machen eine 18-minütige Sendung und so weiter. Das ist gut und schön – nämlich in dem Sinne, als wir den jungen Menschen das Gefühl vermitteln, wir selber als Lehrende haben das Gefühl, hier reproduziert sich etwas, das man geschaffen hat, das geschaffen wurde, das auch einen Wert hat in der Gesellschaft, und die Jungen können es auch.

Indem ich es so formuliere, merken Sie auch schon, worauf ich hinaus möchte. Das kann nicht der einzige Sinn der Medienpädagogik sein, Dinge nachzuspielen, so wie sie uns vorgespielt worden sind. Das wäre nicht mehr Kommunikationslernen, das ist ein Lernen von Systemen, wie man bestimmte Diskurse schafft, Fernsehdiskurse, Zeitungsdiskurse oder was immer. Das mag eine Form sein, wie man Kompetenzen vermittelt, aber das ist nicht die eigentliche Kompetenz, die dann tatsächlich Kommunikation ermöglicht.

Wenn Medienpädagogik mehr sein soll als nur diese Kompensation, mögliche Lücken des Nichtwissens zu füllen um etwas nachzuspielen und im Nachspielen sich dann selber das Gefühl der Mächtigkeit zu geben - „wir können das auch“ -, dann reproduzieren wir nicht das System im Sinne kreativer Innovation, sondern wir reproduzieren das System im Sinne der Nachahmung. Das kann nicht – in einem bildungspolitischen Sinn – das Ziel und das Interesse einer Gesellschaft sein. Das bildungspolitische Ziel und Interesse einer Gesellschaft muss es sein, sich ausreichend und genügend Freiräume durch inneren Widerspruch zu sichern, damit dieses System, das Bildungssystem, und natürlich damit auch alle anderen Systeme, die Systeme der Politik und der Wirtschaft, davon infiziert werden, sich selber immer wieder mit einem kritischen Außenblick zu reflektieren. Diese Fähigkeit und diese Kompetenz zur Selbstreflexion ist unwahrscheinlich wichtig für das Überleben und für das Überdauern und für das sinnvolle und qualitative Überleben und Überstehen von Krisen. Und

dort, wo solche kritischen Momente in Systemen nicht eingebaut sind, wo die Kommunikation schon vom Denkprozess her so gestaltet wird, dass sie möglichst der Reproduktion von Bildern, die wir schon haben, dient, dort werden wir vermutlich auch nicht viel weiter kommen.

Die Anwendungen dieses Gedankens für die Schule heißt aber dann, auch zu überlegen, ob es ausreicht die Schule sozusagen durch Medien zu ersetzen, ob wir dann also nicht mehr Schulbildung, sondern Medienbildung haben – das ist nur eine Seite, das ist die systemische Seite sozusagen, die organisatorische Seite. Aber Medienpädagogik muss darauf achten, dass dieser Widerspruchspunkt, der nur aus Kommunikation geschieht und durch Kommunikation ermöglicht wird, ausreichend Aufmerksamkeit erfährt und so herausfordert, dass wir in der Lage sind, das System tatsächlich auch immer wieder zu reflektieren.

Aber gerade in der Medienwelt haben wir damit ein großes Problem, denn die Medien machen uns diese Komplexität und diese Schwierigkeit der Selbstreflexion etwas einfacher. Die Gesellschaft hat im Grunde ihre Selbstreflexion, ihre Selbstbeobachtung abgegeben an die Medien. Herr Gröbel hat das sehr schön angedeutet. Die Institutionen der Glaubwürdigkeit sind ja nicht die Institutionen der Glaubwürdigkeit, weil sie mehr an Wissen oder Offenbarung hätten, die wir nicht zur Verfügung haben, sondern sie sind ja tatsächlich Einrichtungen, in denen die Komplexität der Glaubwürdigkeit - „... ist es das, was wir eigentlich wollen...“ und „...kann ich dem vertrauen, was mir da gesagt wird...“ – diese Überlegungen haben wir sozusagen abgegeben - und wenn das so ist, (das müssten wir noch genauer beschreiben) dass die Gesellschaft ihre Selbstreflexion, die Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle zu einem guten Teil an Medien – auch an andere Institutionen – abgegeben hat, dann tun wir uns möglicherweise keinen Gefallen, wenn wir genau dieses in der Krise befindliche Glaubwürdigkeitssystem sozusagen nachahmen.

Ich weiß schon, dass natürlich auch pädagogisch das Ziel dabei ist, das kritisch durchzudenken, durchzuarbeiten und weiterzukommen – selbstverständlich. Aber da kommt mein kritischer Punkt an die Pädagogik: Ist es nicht ein zynischer Vorgang, dieses Dilemma der Gesellschaft auf dem Rücken junger Menschen – vielleicht sogar einzelner, weil es meistens um vereinzelt Lernen geht – auszubaden? Ist es nicht eine zynische Pädagogik, dass wir versuchen, sozusagen sie einzubinden in Reproduktionsprozesse unserer Kommunikation, unserer Diskurse und dann noch zu sagen: „Aber betrachte das ganze kritisch und denke darüber nach!“? Ich denke, damit tun wir uns keinen Gefallen und wir tun der Zukunft keinen Gefallen.

Ich denke, es muss also um mehr gehen, nämlich um das, was dahinter steht. Es kann nicht ausreichen, dass wir nur die Medien beobachten als Abbilder der Gesellschaft. Medien sind nicht Abbildungen der Gesellschaft. Es ist nicht so, dass wir die Medien betrachten und damit wissen, wer wir sind. Es ist umgekehrt. Die Medien betrachten uns. Die Kontrolle der Gesellschaft, die wir den Medien übergeben haben, können wir sozusagen aus den Medien holen. Daher macht es keinen Sinn, nur die Medien zu analysieren, – ob nun Inhaltsanalysen, ob Strukturanalysen oder kritische Analysen des Gebrauchs von Medien im Bildungsbereich – sondern wir müssen die Kulturen betrachten, in denen wir Medien nützen, um diese Kulturen zu reproduzieren.

Ich denke, dass das ein wichtiger Paradigmenwechsel für die Medienpädagogik ist, dass sie ihr Augenmerk, ihren Fokus nicht auf die Medien legt, sondern dass sie die Medien als Referenzgrößen – und das heißt auch ein Medium – als eine Bezugsgröße, als einen Bezugsdiskurs zu Diskursen nimmt, die wir in der Gesellschaft ohnehin führen.

Die Medien sind nicht die Apparate, die Medien sind nicht die Infrastrukturen, die Medien sind die symbolische Interaktion, in die wir sozusagen unsere Erfahrungen einbringen durch Begriffe und aus der wir unsere Erfahrungen durch Begriffe wieder holen, um uns über diese Symbole miteinander zu verständigen, zu wissen, dass die Verständigung aber dann gelungen ist und erst dann gelungen ist, wenn wir auf den Widerspruchspunkt aufmerksam geworden sind, der unser Gespräch ausmacht und nicht, wenn wir einen Konsenspunkt gefunden haben, der es uns bequem macht, das Gefühl zu haben „so, jetzt ist der Streit aus, jetzt können wir uns zurücklehnen...“.

Das ist die Herausforderung, denke ich, der Medienpädagogik. Und das hat natürlich enorme Konsequenzen für das Verständnis des Lernprozesses; vor allem für die Kultur der Schule, ob und wieweit diese Institutionen in der Lage sind, solche Prozesse überhaupt zu ermöglichen.

Medienpädagogik kann nicht ein Lernprozess der Schülerinnen und Schüler sein, sondern Medienpädagogik muss auch und vielleicht zuerst ein Lernprozess der Gesellschaft bzw. ihrer Organisationen und ihrer Institutionen sein.

Es macht dann einen Sinn, es ist dann moralisch und ethisch vertretbar, von jungen Menschen, von heranwachsenden Menschen zu verlangen, Auskunft zu geben, wie sie Medien nützen, und ihnen auch noch zu sagen, wie sie es besser tun könnten, wenn die Institution, in der ein solcher Diskurs geführt wird, wenn diese Institution sich diesen Lernprozess abverlangt hat – das sehe ich bisher nicht. Solange das nicht der Fall ist, solange wir sozusagen alte Schläuche mit neuem Wein füllen, soll es uns nicht wundern, dass diese alten Schläuche – also die Schulen und andere Institutionen – in die Krise geraten. Zu spät vermutlich, - wenn der Prozess so begonnen wird - aber vielleicht dann doch, vielleicht kann man diesen Prozess dann reparieren.

Ein abschließender Punkt, den ich noch gern einbringen möchte (also ein Punkt war „Konstruktion von Wirklichkeit als der Raum, in dem Widersprüche Kommunikationen auslösen und ermöglichen – und das auch bezogen auf den Lernprozess“) ist, dass es uns bei der Medienpädagogik nicht um das Medium oder um die Medien gehen kann, sondern es muss uns dabei um die Medienkultur gehen. Medienkultur heißt auch nicht nur den Verwendungszusammenhang von Medien kulturell zu verstehen und zu gebrauchen, sondern zu wissen: Medien sind eine Erfahrungsquelle, ein Diskurs, ein möglicher Diskurszusammenhang unter anderen Erfahrungsquellen in Zusammenhang mit anderen Diskursen.

Mindestens drei solcher Diskursräume können wir sozusagen feststellen und wir müssen uns dann die Frage stellen: „In welchem Verhältnis stehen sie zueinander oder welches Interesse hat eine gesellschaftlich ambitionierte Pädagogik –Medienpädagogik - diese Zusammenhänge herzustellen?“

Wir leben in Alltagsdiskursen, also jenen Gesprächs- und Textzusammenhängen, in denen wir sozusagen alltäglich unsere Identität, unseren Status, unsere Persönlichkeit und die Begegnung mit dem anderen organisieren. Wir leben in Milieudiskursen, also jenen Gesprächs- und Textzusammenhängen, in denen wir in einem hohen Maße unsere institutionellen Identitäten, unsere Rollen sozusagen ableiten. Schule ist ein solches Milieu, Kirchen sind solche Milieus, politische Zusammenhänge, in denen man aktiv ist, sind solche Milieus. In diesen Milieus bewahren wir sozusagen auch unsere Referenzautoritäten auf, das heißt, wenn ich Information aufnehme, dann nehme ich sie nicht einfach auf und sie wirkt in

mir, sondern ich nehme Informationen an und auf und ich bemerke sie und werde auf sie aufmerksam immer in Bezug auf Themen, auf Diskurse, auf Autoritäten, die für mich und meine Eigendefinition relevant sind aus dem Milieu, in dem ich lebe, aus den kulturellen Milieus, in denen ich lebe.

Und ein dritter Diskurs ist der Mediendiskurs. Auch das ist ein Gesprächs- und ein Textzusammenhang, der anders gestaltet wird und auch vermittelt wird als die Alltagsdiskurse und auch als die Milieudiskurse.

Diese drei Diskursebenen ergeben sozusagen die gesamte kommunikative und mediale Umwelt. Man weiß, dass die Mediendiskurse stark eingreifen in die Alltagsdiskurse und in die Milieudiskurse wie umgekehrt Mediendiskurse viele Informationen und Themen sich aus den Alltagsdiskursen und Milieudiskursen holen und sie dort dann gewissermaßen zu öffentlichen Diskursen machen. Und wir sind dumm genug zu meinen, dass die Themen, die uns alltäglich beschäftigen, dann deshalb wichtig sind, weil sie irgendwie in diesen öffentlichen Diskurs eingebracht worden sind. Plötzlich orientieren wir uns daran. Plötzlich wird Krieg für uns ein Thema, weil es ein Medienthema geworden ist – oder Afghanistan: Das ist ja nur ein Platzhalter für „Wer ist mein Nächster?“ in der Entfernung, in der möglichst größten Entfernung – wer ist da wirklich mein Nächster? Wenn wir durch das Internet gelernt haben, dass Entfernungen sterben können und dass Zeiten sterben können oder anders gesagt, dass Entfernungen und Zeiten im Grunde nur fiktive Einteilungsmuster sind, um die Komplexität dieser Welt sozusagen griffig zu machen, wenn das die Erfahrung ist, dann müssten wir das übersetzen auf den unmittelbaren kommunikativen Umgang mit uns selbst und mit dem anderen. Und dann kann doch – und das, denke ich, sollte das Ziel der Medienpädagogik sein – es nicht ausreichen zu sagen: „Lerne damit umzugehen!“, sondern: „Übersetze dies auch in die Identitätsgestaltung und in deinen persönlichen Lebensvollzug im Zusammenhang mit deinen Diskursen, in denen du lebst, damit der Mediendiskurs – und das ist sehr wichtig – auch wieder durch neue, durch innovative Themen und Seiten und Perspektiven beschickt werden kann, sonst reproduziert sich dieses System immer mehr!“

Das war auch der Versuch meiner Anmerkung auf das Referat von Jo Gröbel. Wir weiten unsere Freiheitsräume natürlich aus, aber die Aufgabe der Pädagogik – wenn es ihr Ziel ist, Wertdimensionen und Wertpositionen bewusst zu machen – ist es, die Tiefendimensionen der Freiheit sichtbar zu machen in der Erweiterung, die uns die Medien ermöglichen. Und das tun die Medien nicht, weil die Medien diese Komplexität uns nicht zumuten. Medien sind einmal Strukturen, die in einem hohen Maße Komplexitäten reduzieren. Dadurch werden sie auch gefällig, dadurch werden sie bequem, dadurch werden sie interessant, dadurch werden sie handhabbar usw. Das brauche ich nicht weiter ausführen. Aber es gibt auch eben andere Diskurse – auch neue Mediendiskurse - die so konterkariert werden müssen, – sag ich mal pädagogisch – damit der Sinn der Freiheitserweiterung überhaupt tatsächlich auch einen ethischen Sinn macht.

In diesem Sinn möchte ich hier Schluss machen. Ich denke, es ist genug Ansatz zur Diskussion.